



Leo Karrer

Moralisches "Grounding" der Kirche?

(Plädoyer für Trotzdem-Treue)

1. Missbrauchsskandal

Zur Zeit (21.-24. Februar 2019) diskutieren 190 hochrangige Geistliche der katholischen Kirche auf Geheiß des Papstes über den Schutz von Minderjährigen in der Kirche. Es ist das erste Treffen dieser Art und deshalb von hoher symbolischer Bedeutung. Entscheidend wird aber, ob die Verantwortlichen angesichts der schockierenden weltweiten Skandale den Mut zu konkreten Maßnahmen und zu Reformen im geschichtlich gewachsenen System der katholischen Kirche aufbringen.

Das klerikale Machtsystem der Kirche selber ist in erschütternden Misskredit geraten. Ist die Kirche durch ihr System sozusagen in eigene Fallen geraten? Sie hat sich selbst in ein moralisches Grounding gestürzt. Das löst Wut, Betroffenheit und lähmende Hilflosigkeit aus. Der Skandal um den Missbrauch von Kindern und Nonnen signalisiert einen umfassenderen Reformbedarf.

2. "Rote Karten"?

Die Kirche steckt schon länger im Sog von schwelenden Um-Brüchen und Krisen, die viele erschüttern, denen eine glaubwürdige Kirche am Herzen liegt. In den vergangenen Jahrzehnten sind in der Öffentlichkeit von der besorgten kirchlichen Basis so viele rote Karten an die Kirchenleitung in Rom gezogen worden, wie dies in meiner Jugendzeit kaum denkbar gewesen wäre. Allerdings stellen nun die Vorgänge um die Missbrauchsfälle alles in den Schatten. Man spricht von einem Supergau der katholischen Kirche. Dabei handelt es sich nicht nur um interne Spannungen zwischen progressiven und konservativen Lagern in der Kirche, die es ja immer geben wird. Vielmehr hat die Kirche in ihrem Macht-Apparat die moralische Glaubwürdigkeit verloren. Man kann nicht dauernd die ethischen Höchstpreise an die Welt verkünden, ohne diese Grundsätze im eigenen Bereich selber zu praktizieren und zu leben. Es wird verständlich, warum die mediale Öffentlichkeit z.T. so unerbittlich und hämisch reagiert. Denn man verübelt der Kirche, dass sie die hehren Prinzipien der eigenen Soziallehre nicht ernst nimmt. Das betrifft auch andere Bereiche wie z.B. Menschenrechte, Gleichberechtigung, demokratische Partizipation, Subsidiarität usw. Können Konfliktthesen erklären helfen?

3. Zivilgesellschaft: Quartiermeisterin für die Kirche

Man darf nicht vergessen, dass seit dem Konzil (1962-1965) in kurzer Zeit ein weiter Weg beschritten worden ist. Es war auch ein charismatischer Prozess, in dem sich die Kirche als "Volk Gottes" zu begreifen lernte. Es war ein Aufbruch der kirchlichen Basis.

Immer mehr zeigte sich, dass die Kirche keine geschichtslose und ideale "societas perfecta" (vollkommene Gesellschaft) ist.

Durch das Konzil lernte die Kirche, über sich selber nachzudenken und zwar im gesellschaftlichen Kontext. Eine hochdifferenzierte und individualisierte (z.T. singularisierte und damit auch desolidarisierende) Gesellschaft mit ihrer Macht und ihren Normen, aber auch mit ihrer Brüchigkeit und mit ihrer Brutalität sowie mit ihrer medialen Öffentlichkeit ist zur maßgeblichen Quartiermeisterin auch für die Kirche geworden. Rückzüge in eine vermeintlich heile Welt und in klerikale Reviere nützen nichts und heilen noch weniger. Wenn z.B. Gleichstellung von Mann und Frau, Partizipation, demokratische Entscheidungsfindung, Gewaltentrennung, Menschenrechte und faire Konfliktverfahren selbstverständliche Normen geworden sind, auch wenn man ihnen in der Praxis oft nicht die Ehre antut, dann schafft das unüberwindliche Spannungen zum geltenden kirchlichen

Rechtssystem. Dieses kommt für viele Menschen daher mit einem tiefen Argwohn gegenüber dem freiheitsliebenden Denken und dem autonomen Gewissen sowie der Leiblichkeit mit der Vitalität und der Sexualität des Menschen. Zudem ist die Kirche zentralistisch übersteuert und patriarchal strukturiert. Die interne Kommunikation verläuft mit der medialen Ästhetik eines Hofzeremoniells nur von oben nach unten. Und an jedem Hof genießen Denunzianten mehr Gehör als die Denunzierten Schutz. In der Logik des Systems werden nicht zuerst pastoral und kommunikativ kompetente Leute, sondern Systemloyale mit z.T. erheblichen menschlichen Insuffizienzen in Linienpositionen berufen, wie Bischofsernennungen schmerzlich zeigen, die den Bistümern den Frieden und die Freude kosten.

Die aktuellen Spannungen in der Innenarchitektur unserer Kirche belegen, dass die Kirche sich in einer differenzierten und pluralistisch gewordenen Zivilgesellschaft mit ihren sich beschleunigenden Interessenkonflikten befindet sowie in einem tiefgreifenden Umbruch. Was ist damit gemeint? Das Verständnis von Kirche und die Vorstellungen über die Kirche haben sich intern vervielfacht und atomisiert. Diese dynamisierenden Bewusstseinschübe haben den früher monolithischen Binnenraum der Kirche enthärtet und selber pluralisiert. Vervielfacht haben sich gleichzeitig die Konzepte des pastoralen Handelns. Zudem: in den letzten Jahren sind – unter dem Druck des Priester- bzw. Personal mangels und z.T. infolge des Geldmangels – auch die früheren kirchlichen Sozialformen neu in Bewegung gesetzt und umstrukturiert worden wie z.B. Pastoraler Entwicklungsplan im Bistum Basel, die Lebensraumorientierte Seelsorge im Bistum St. Gallen, die Sektorenpastoral im französischsprachigen Raum, Pastoralräume, Seelsorgeeinheiten, Pfarrverbände und nicht zuletzt die Hilfswerke, die Präsenz als Bahnhofs-, Flughafen-, Einkaufszentrum-Kirche usw. Aber nicht nur die Kirchenbilder, nicht nur die Seelsorgekonzepte und die pastoralen Sozialformen haben sich enorm verändert und sich dem gesellschaftlichen Kontext angepasst, sondern auch das ehrenamtliche sowie das kirchlich-pastorale und theologische Betriebspersonal. Und dies greift sozusagen intim in das hierarchische Selbstverständnis unserer Kirche und ihre Macht-Strukturen hinein.

4. Konflikt mit dem Konflikt

Es hat sich somit innerhalb weniger Jahrzehnte so viel gewandelt, ohne das Wesentliche zu verlieren, dass das alltägliche Gesicht der Kirche meiner Jugendzeit heute kaum mehr auszumachen ist. Allerdings – und dies spitzt die Konflikthypothese zu: alles hat sich differenziert und der Kirche ein verändertes Profil beschert; nur einzig und allein das kirchenrechtliche Gewand bzw. die geschichtlich entfaltete Organisationsform der Kirche ist vorkonziliar stehen geblieben. Dieses klerikal-hierarchische Macht-System wurde seit Johannes Paul II. in seinem geradezu feudalistischen Zuschnitt eher wieder forciert. Aber die kanonische Kirche ist für das inzwischen üppig Gewachsene viel zu eng geworden. Was sprießen und leben will, möchte sich entfalten und beansprucht Lebensraum. Dadurch werden bemühende Konflikte erzeugt. Regelverstöße, Druck von unten und schismatisierende Selbsthilfe werden geradezu provoziert. Am meisten bedrängt aber die Mutlosigkeit und Resignation der Enttäuschten mit viel gutem Willen. Für die Geduld mancher ist der Weg zu lang und zu mühsam geworden. Die sozusagen amtliche Kirche riskiert vieles, was pastoral eigentlich zu retten wäre.

In Kurzform: Reformen des Systems sind angesagt. Sie sind verantwortlich in die Wege zu leiten, Reformen, die sowohl pastoral notwendig als auch theologisch möglich sind. Es hilft alles nichts und heilt noch weniger, wenn sich das System dauernd gegen die schon gewachsene Modernität im eigenen Hause und gegen die Unverwüstlichkeit (Vitalität) der eigenen Basis stemmt und sich daran wund reibt. Der binnenkirchliche Kulturkampf des klerikalen Systems mit der Modernität in den eigenen Reihen verliert sich im Zweitrangigen und verschleudert so viele menschliche Ressourcen. Dauernd kreisen wir um uns selber bei internen Kirchenfragen und verlieren die Sicht auf die christliche Sendung im Leben der Menschen und die Aufmerksamkeit für die Realitäten des Alltags.

So ist zu wiederholen, dass das Verhältnis der Kirche gegenüber einer Zivilgesellschaft im Wandel und gegenüber ihrer eigenen Tradition im Umbruch Konflikte erzeugt. Die Kirche hat sich in ihrem Handeln und Erscheinungsbild seit dem II. Vat. Konzil massiv geändert und einen Aufbruch aus der Statik zur Dynamik gefunden. Das frühere katholische Milieu hatte

sich damals nach innen verdichtet und gegen außen abgedichtet. Dadurch entstand ein konfessioneller Dichtestress, der heute nicht mehr zu vermitteln ist. Die ökumenische Bewegung hat frühere Grenzen geöffnet. Alles hat sich geändert: das Verständnis von Kirche und von Christsein und Seelsorge, die pastoralen Modelle und die kirchlichen Sozialformen (wie z.B. Pfarrei, Dekanat...) und vor allem das kirchliche Betriebs-Personal bzw. die neuen pastoralen Dienste. Einzig und allein das kanonische Recht ist in seiner vorkonziliären Gestalt stecken geblieben. Es ist für das, was gewachsen ist und Zukunft sucht, zu eng geworden. Es gehorcht den eigenen Prinzipien der kirchlichen Soziallehre nicht. In solchen Zeiten braucht es Brückenbau und Streit- und Dialoginstrumente, nicht verbohrt Rückzug in ideologische Brückenpfeiler. Aber: für Spannungen und Mitsprache in einer synodalen Kirche (nicht gegen den Papst, sondern mit ihm, und nicht gegen das Volk Gottes, sondern mit ihm) sind wir schlecht vorbereitet. Es gibt einen Konflikt mit dem Konflikt. Als heilige und unfehlbare Kirche mit ihren "Hochwürden" wurde man konfliktimmun. Denn Konflikte gab es im "gottgewollten" System keine. Ein idealisiertes Kirchenbild, das die geschichtlich gewachsene Gestalt sozusagen sakralisiert und als unfehlbar erklärt hat, führte fast zwangsläufig zu Denkverboten und zu Machtverhältnissen sowie zu einem Mangel an Konflikt-Regeln. Mangelnde Instrumente für Partizipation lassen Konflikte anstauen und reizen erst recht zur Gegenwehr. Das Volk Gottes holt sich z.T. mit einer charismatischen Dreistigkeit das, was ihm die "Hirten" vorenthalten. Natürlich ist nicht zu vergessen, dass viele Probleme innerhalb der Hierarchie und zwischen Amt und Basis oft wenig mit Theologie zu tun haben, aber viel mit Psychologie. Reformen sind aber bitter nötig. Das geschichtlich gewachsene System der Kirche mit all dem Reichtum seiner Dienste, Symbole und Strukturen muss sich in der Spannung zwischen der Heilsbotschaft an alle Menschen und den Realitäten des Lebens wandeln und diensttauglich werden. Sie kann nicht einfach immer das schon Gewusste repetieren und zentralistisch den Phantomschmerz der Ewiggestrigen bedienen.

5. Synodale Prozesse als Weg für Reform-Schritte

Das Problem liegt nun m.E. nicht zuerst in der praktischen Hilflosigkeit der Verantwortlichen, die Reformen in kurz-, mittel- und langfristigen Schritten anzugehen. Das ist bei einem weltweiten Geisteskonkern wie der Kirche auch alles andere als leicht. Aber dass die Kirchenführung die sog. "heißen Eisen" nicht wahrnehmen wollte und sogar deren Diskussion mit Berufung auf eine unanfechtbare Einheit tabuisierte, das vergiftet die Atmosphäre. Denkverbote verursachen mentale Infektionen und Verletzungen. Unter den letzten Päpsten sind die diesbezüglichen Hausaufgaben abgewehrt worden. Und in dieser winterlichen Stimmung durchbricht Papst Franziskus gerade diese Tabus und Diskussionsverbote. Wie Papst Johannes XXIII. betont Papst Franziskus, dass die Kirche für die Menschen da ist und aus allen Menschen besteht, besonders den Armen. Dadurch bindet er auch die institutionelle Kirchenleitung an die Impulse des Konzils. Das Konzil muss als Prozess weitergehen und in Reformschritten endlich konkret werden. Die Missbrauchsskandale verschärfen nun die Dringlichkeit auf Reformen im "Apparat" hin. Papst Franziskus hat den Weg zur Diskussion der sog. heißen Eisen freigegeben. Es braucht aber nicht nur Reformen "von oben", sondern auch mehrjährige synodale Prozesse in den Teilkirchen. Das würde atmosphärisch schon "entgiften" sowie gesamtkirchliche Reformen vorbereiten und begleiten.

Reformen müssen aber wachsen und reifen und können nicht einfach nur von oben dekretiert werden. Das wäre das alte System. Und diesem weltweiten synodalen Prozess sollte die Kurie bzw. die Kirchenleitung zu Diensten stehen. Sie würde an Existenzberechtigung gewinnen. – In der Schweiz sind alle Initiativen, Bewegungen und Foren zu fördern, die Brücken zueinander schlagen sowie Wege zu den Menschen eröffnen, die Mut zum Wagnis der persönlichen Treue verstärken. Sie bedürfen auch der solidarischen Vernetzung und des ökumenischen Miteinanders.

6. Gott nicht zu klein denken (und Kirche nicht zu groß)

Bei aller Mühe und bei aller Kritik ist nicht zu vergessen, dass es auch in einem reformbedürftigen System eine richtige Praxis geben kann. Und dafür sind wir ganz persönlich selber verantwortlich und haftbar, auch im Alltag der Kirche. Die Lösung kann

nicht darin liegen, aus der Kirche auszutreten. Wir haben dem Reform-Anliegen treu zu bleiben, auch wenn sich unsere Naherwartungen auf Reformen hin verzögern.

Die Grundfrage mündet vielmehr in die spirituelle Existenzfrage: Wem vertrauen wir? Auf wen setzen wir die Hoffnung? Ist es das Vertrauen auf die Treue Gottes oder auf die scheinbaren Garantien der Kirche als Institution oder unsere Leistung?

Die Seele einer pastoralen Kirche ist im Horizont der biblischen Botschaft die Einheit der Menschen- und Gottesliebe (Karl Rahner). Kirche wird als solche da erfahren, wo Menschen sich miteinander auf den Weg und die Botschaft Jesu einlassen, und wo in unserem persönlichen und gesellschaftlichen Alltag von jener neuen und größeren Liebe und Hoffnung etwas gelebt und erfahren wird, von denen uns die biblischen Urkunden des Glaubens und die spirituelle Tradition der Kirchen erzählen.

So wird sich uns in der Kirche mit all ihren menschlichen Wunden und menschlichen Wundern die Einsicht als Auftrag und als Entlastung schenken, dass die Kirche einer Liebe dient, die sie nicht selber erfüllen muss und kann. Gott ist immer größer. Haben dazu das Konzil und der seitherige Weg der Kirche nicht Spuren gelegt, für die wir dankbar sein können. Es sind Impulse für den langen Atem im Langstreckenlauf des Lebens. Allerdings: gehen muss man selber, aber möglichst nicht alleine. Deshalb bin ich für alles menschliche Miteinander in der Kirche, das ich auch reichlich erlebe, so dankbar.

7. Mut zum langen Atem

Auch wenn die kirchliche Praxis in unseren Ländern zurückgeht und für manche die religiöse Nestwärme der Jugendzeit zu einer religiösen Restwärme erkaltet erscheint, gib es bewusst und inkognito religiöse Suchprozesse. Je mehr wir "Gott" ausschalten und atheistische Lebensbilder vertreten, umso eher geraten wir in die Gefahr, selbst "absolut" zu werden und gleichsam selber "Herrgott" spielen zu wollen oder gar zu müssen. Wir scheitern, wenn wir alleine unseres Glückes "eigener" Schmied sein müssen. Wir scheitern an den Grenzen unseres Allmachtwahns. Nicht umsonst spricht man wieder von der Wiederkehr des Religiösen in der postsäkularen Gesellschaft, obwohl die Zahl der Konfessionslosen im Moment zunimmt. Es geht um neue Sinnsuche und man sehnt sich nach Spiritualität (vgl. NZZ 10.3.2019, S. 58f). Man will die "Leere" überwinden, denn es gibt ja in der medialen Öffentlichkeit auch eine Despotie der religiösen Ignoranz. Es zeigt sich somit auch ein Bedarf nach Orientierung, nach Anerkennung und nach Zugehörigkeit. Eine große Barmherzigkeit in der religiösen Orientierung und im Glauben an Gott liegt darin, dass ich dem Leben und das Leben mir auch einiges schuldig bleiben darf, ohne dass ich verzweifle und trostlos durchs Leben wanken muss. Gott entlastet uns, selber Gott spielen zu müssen und daran doch zu scheitern.

Das spezifisch Christliche offenbart sich als das entscheidend Menschliche. Praktischer Christenmut bedeutet nun, die christliche Dimension von Kirche mit anderen zusammen unter den Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens zum eigenen Anliegen werden zu lassen und selber zur Brücke in die erhoffte Zukunft zu werden. Dass dies durch die Kirche und trotz Kirche und trotz uns, aber auch durch uns immer wieder geschieht und sich schenkt, macht m.E. die konkrete Kirche auch so wertvoll und unentbehrlich.

Die großartige Botschaft der Kirche ist somit keine abstrakte Doktrin und keine Sicherung des Heils durch Zugehörigkeit zur Institution. Vielmehr zeigt sie sich als das allen Menschen angebotene Ja der Liebe Gottes zu den Menschen und ihrer Welt. Diese christliche Dimension, ist der tiefe und innerste Kern von Kirche und aller Kirchlichkeit. Es ist somit vor einer kurzschlüssigen Trennung von persönlichem Christsein und Kirche ebenso zu warnen wie vor einer voreiligen Gleichsetzung. Aber ohne Kirche als Erfahrungsraum von Lebenshoffnung zu erfahren und ohne Kraft aus der gelebten Solidarität mit anderen zu schöpfen, versiegen leicht die psychologischen Voraussetzungen des persönlichen Christseins und die Zugänge zu den Quellen des existentiellen Glaubens. – In der Weite und Tiefe der konkreten Kirche mit all ihren Wunden und Wundern schenkte und schenkt es sich, Menschen zu begegnen, mit denen man in gemeinsamer Hoffnung unterwegs sein darf. Und diese Hoffnung möchte in unserem Alltag in vielen meist kleinen Schritten "auferstehen".